



SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

GUNTHER
EMMERLICH
SPÄTLESE

EINE RÜCKSICHT OHNE VORSICHT

Gunther Emmerlich

SPÄTLESE

EINE RÜCKSICHT
OHNE VORSICHT

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

Für meine Enkelin
Ophelia

INHALT

ERSTES WORT	9
VORWORT: Gedanken über meinen Freund, der mich einen seiner ältesten Freunde nennt	10
1. AFFENTHEATER	14
2. DIE KLEIDCHENROLLE	16
3. SEITENWECHSEL	17
4. BEIM NAMEN GENANNT	22
5. DER FALSCH EINDRUCK	25
6. HERZLOS	28
7. IN MEMORIAM PETER HERDEN	32
8. STILLE	36
9. MEIN PROFESSORCHEN	39
10. WOANDER IST ES ANDERS	40
11. DER HEILIGE ORT	43

12. KRITISCH GESEHEN	52
13. GESCHÜTTELT UND NICHT GERÜHRT	56
14. HELAU!	96
15. EIN LICHT IM DUNKEL	99
16. DIG, DAG UND DIGEDAG	101
17. HOCHWOHLGEBOREN UND EINFACH SO AUF DIE WELT GEKOMMENE	105
18. DAS LEBEN VON HINTEN	107
19. DAS KÖNIGLICHE KARTENSPIEL	110
20. EINE ERINNERUNG	116
21. FERNSEHEN IST DOOF	121
22. KANZELREDE IN DER STADTKIRCHE ZU WITTENBERG ZUM THEMA KIRCHE UND BÜHNE, 31. AUGUST 2014	123
23. MIT »BÜNDNIS 98/DIE BLAUEN« AUF DER GRÜNEN INSEL	128

24. NIMMER MEER	138
25. REHA IM ADVENT	145
26. WAS MICH STÖRT I – EIN SPIEL!	149
27. WAS MICH STÖRT II – AUF DIE ZWÖLF	151
28. WAS MICH STÖRT III – »DIE SCHULDIGEN«	155
29. WAS MICH STÖRT IV – ZÜGIG	157
30. WAS MICH STÖRT V – HIMMELSRICHTUNG	159
31. DIE VERPASSTE OPTION	163
32. KINDERMUND	167
33. NÜCHTERN BETRACHTET	170
34. DER SEMPEROPERNBALL	172
35. DIE WELT UND ICH	174
36. ICH DACHTE, ICH BIN FERTIG	192
LETZTES WORT	201

ERSTES WORT

Wenn ein Buch »Spätlese« heißt, ist der Abstand vom Vorwort zum Nachruf geringer geworden.

»... und irgendwann ist Schluss«, hab ich oft nach schönen Momenten ebenso gedacht wie nach Augenblicken, auf die ich gern verzichtet hätte. Logisch, ein wenig traurig, gar schlicht sind solche Überlegungen allemal, aber ebenso unabwendbar. Etwas Neues zu beginnen vertreibt die böse Ahnung und lässt sie in weite Ferne rücken. Ein Buch zu lesen wäre so ein Anfang, ein Buch zu schreiben erst recht. Dieses Buch hätte ich auch geschrieben, wenn es keiner gekauft, verschenkt oder verborgt hätte, aber schön, dass Sie es in den Händen halten. Sie hat es nur um 17,90 Euro erleichtert. Was ich mir hier von der Seele geschrieben habe, ist mit 17,90 Euro nicht zu beziffern.

Geschwätzigen Menschen muss man nicht sagen, dass sie sich etwas von der Seele reden sollen, sie machen es ohnehin. Oft ohne auf die Belastbarkeit der Seelen ihrer Zuhörer Rücksicht zu nehmen. Wer alles in sich hineinfrisst, leidet womöglich irgendwann an seelischer Verstopfung. Wenn potenzielle Zuhörer grad mit anderen Dingen oder mit sich selbst beschäftigt sind, ist Papier ein geduldiger Ersatz, dem man alles anvertrauen kann. In der Schule musste ich einmal 50 Mal schreiben: Gunther stört den Unterricht. Das hat mich weder erleichtert, noch die nächste Störung verhindert.

Gedanken anderer zu lesen kann erhellend sein. Eigene Gedanken zu formulieren befreit und erfreut. Wenn es bei der Lektüre dieses Buches mit der Erhellung nichts werden sollte, dann warten Sie auf den Sonnenaufgang ...

Gunther Emmerlich

VORWORT

Gedanken über meinen Freund, der mich einen seiner ältesten Freunde nennt.

»... eines Freundes Freund zu sein«, jubeln Schiller und Beethoven in der Neunten Sinfonie mit den Vorworten »Wem der große Wurf gelungen ...«. Seit unserer ersten Begegnung 1967 an der Franz-Liszt-Hochschule in Weimar als Gesangsstudent ahnte ich, dass Gunther mir physisch und künstlerisch-sängerisch überlegen sein könnte.

Das war ein nicht unwesentlicher Grund, ihn näher zu betrachten. Darin lag schon ein Grundstein von neugieriger Zuwendung, der der Beginn unserer Freundschaft werden sollte.

Als Erstes fiel mir an ihm seine energiegeladene Wahrnehmung der verbalen Realität um ihn herum auf, die er gern mit einem »Sahnehäubchen« eigenen Humors kommentierte. Dieser Humor war und ist bis heute feinsinnig witzelnd bis tiefgründig heiter, aber nie flach oder verletzend. Und um es vorwegzunehmen, zu diesem Humor haben wir uns das jugendliche Blödeln von damals bis heute über 50 Jahre bewahrt und gedenken, es auch weiterhin zu tun. Was muss er schon alles erlebt haben, dass er so blitzgescheit mit sonor beherrschter Stimme souverän leicht über den Dingen stehend wirkt. Er ist von einer beneidenswert ansteckenden Aura der Heiterkeit umgeben, mit der er sich auf die Suche von Lösungen alltäglicher und weltbewegender Dinge begibt.

Dass unsere emotionalen Entscheidungen schneller sind als unsere Ratio, die die Klarheit des Gedankens mit einbringen möchte, deutet darauf hin, dass wir, um uns in den Griff zu bekommen, auf ein reelles kommunikatives Gegenüber angewiesen sind. Dieser lebendige Spiegel, der eine Selbstjustierung erst möglich macht, scheint ein wesentlicher

Freundschaftsdienst zu sein. Das bedeutet ein gegenseitiges, rücksichtsvolles Aufeinanderzugehen ohne vorschreibend zu verletzen, wie es auch im *Kleinen Prinzen* Exupéry beschreibt: »Sich jeden Tag ein Stück näher setzen.« Ein Vorgang, der sich im sensitiven, mentalen Unterbewusstsein einpegelt und zum Glück wenig vom Willen beeinflussbar ist. Das scheint der »große Wurf« zu sein, von dem Schiller spricht.

Wenn schon die alten Griechen fordern: »Erkenne dich selbst!« und das deutsche Sprichwort ergänzt: »Andere versteht, wer sich selbst kennt«, so sind dies kluge Sätze, die aber nicht den wahren Weg aufzeigen in den täglichen Ablenkungen und Manipulationen, durch die die Menschen verführt, gedemütigt, entmündigt oder zur Masse gemacht werden mit digitalen Zeitverlusten und Abschottungen. Wenn »die Wahrheit im Frieden liegt«, wie Papst Benedikt sagt, dann ist klar, dass wir nur über tägliche Wahrhaftigkeit Frieden finden, den wir zur Gelassenheit und Ruhe für die menschliche Vernunft im Zusammenleben benötigen.

Das alles vermutete ich schon in meinen jungen theologischen Gedankenspielen und hatte in Gunther jemanden gefunden, der sich schon auf diesem Weg befand. Dieser Mensch, der optisch, akustisch und mental schwer als »deutscher Normalbürger« einzuordnen ist, obwohl er aus der ostthüringischen Kleinstadt Eisenberg stammt, interessierte mich immer mehr und führte zu einem ersten Schlüsselerlebnis: Meine Eltern hatten einen gebrauchten, aber noch schönen, Wintermantel aus einem Westpaket meines Onkels, der mir viel zu groß war. Dieser Mantel brachte mich auf die Idee, Gunther zu meiner Familie nach Breitenworbis einzuladen. Der Mantel passte ihm perfekt, und ich glaube, er fühlte sich nicht nur in dem Mantel, sondern auch in unserer Familie wohl. Meine Mutter freute sich mit ihm und umarmte ihn herzlich. Diese Freude war auch deshalb bei ihm so groß, weil Übergrößen in der DDR große Mangelware waren.

In den folgenden Jahren war er regelmäßig bei uns zu Hause, und ich glaube, er fühlte sich auch wie zu Hause. Als nach Jahren meine Mutter einen schweren Schlaganfall erlitt, war Gunther der erste Nichtverwandte, der sie im Krankenhaus besuchte. Da war er schon berühmt und wurde von der Schwester Oberin auf einen Kaffee in das Gästezimmer gebeten, wo er ihr verdeutlichte, wie sehr ihm meine Eltern am Herzen lägen.

Wenn unterschiedliche Verhaltensmuster eine Rolle spielen, dann haben wir bei den angeborenen einige Gemeinsamkeiten: Unsere Stimmlage ist Bass, unser Gemüt ist heiter, er hat evangelisches, ich katholisches Gottvertrauen. Was die prägenden Einflüsse und Muster in unserer Kindheit waren, so sind sie doch sehr unterschiedlich:

Während meine Kindheit bis 18 eine völlig behütete zwischen fünf Geschwistern, Haus, Hof, Garten, Hund, Hühnern und Katzen war, musste Gunther damit leben, dass er seinen Vater, der im Krieg blieb, nie kennenlernte, dass er seine Mutter nach langer schwerer Krankheit im elften Lebensjahr verlor und dass zum Glück seine gerade volljährig gewordene Schwester ihn vor dem Waisenhaus bewahren konnte. In seinem jugendlichen Erwachsenwerden war er immer größer als seine Altersgenossen und wirkte dadurch älter. Deshalb erwartete man von ihm erwachsenes Verhalten, obwohl er noch Kind war. Die Kindheitsverluste elterlicher Güte, Liebe und Zuneigung bei aller Wertschätzung der schwesterlichen Fürsorge sind wohl der Schlüssel zu Gunthers tiefen Erfahrungen, die er mit außergewöhnlich kraftvollem Lebenswillen und energiegeladen in verschiedenen künstlerischen Bereichen für sich erschlossen hat.

Wie auch in den ersten beiden viel beachteten Büchern zeigt sich auch in diesem dritten Buch seine heitere und lebensbejahende Weisheit und literarische Begabung tiefgründig, auch melancholisch mit spürbarer Lust am Schreiben. Gunther ist

bei allen Schicksalsschlägen und Verletzungen im Seelischen eine bewundernswerte, angenehme Künstlerpersönlichkeit geworden, die beeindruckend ihre verschiedenen Talente zum Tragen bringt. Gerade sein neustes Bühnenprogramm *Die Welt und ich – 70 Jahre Emmerlich* zeigt wohl einen der vielseitigsten Sänger Deutschlands mit stilistisch sicherem Gefühl. Er nimmt sein Publikum auf die heiterste und unterhaltsamste Weise mit auf seinen Lebensweg, der auch ein Teil des Lebensweges seiner Zuhörer ist.

Ob Zeit Wunden heilt oder ob Zeit mit Gunther etwas Relatives ist, weil er alles, was er tut, sehr intensiv meistert, z.B. Kochen, Tischtennis- und Bocciاسpielen, bleibt sein Geheimnis. Ich weiß immer nicht, ob er meine Zeit nimmt oder ob er sich Zeit mit mir nimmt. Auf jeden Fall ist Zeit mit ihm nie vertane Zeit.

Cervantes' La-Mancha-Credo »Das Leben nicht zu nehmen, wie es ist, sondern wie es sein sollte« hat er mit zunehmendem Alter immer bewusster gelebt. Das brachte ihn mit der DDR-Wirklichkeit in große Konflikte, die er mit offener Standhaftigkeit unduldsam durchlebte (Armee, U-Haft und zunächst kein Reisekader der Staatsoper Dresden).

Auch im von uns gewünschten wiedervereinigten Deutschland blieb und bleibt er ein streitbarer Realist in Kunst und Leben. Die entscheidende Erkenntnis, dass alles im Leben und was wir tun am seidenen Faden hängt und sensibel behandelt werden muss, hat er sich als heiter-künstlerische Maxime zu eigen gemacht.

Für ihn gilt die Künstlererkenntnis von Michelangelo: »Der geht noch nicht im Rock des Eingeweihten, der nicht bis an die Grenzen geht von Kunst und Leben.« In diesem Sinne wünsche ich ihm weiterhin als sein Freund, langjährig, Heiterkeit bei allem Tun auch zu unser aller Freude.

Hugo Wieg

AFFENTHEATER

Es gibt Engländer
 Rheinländer
 Holländer
 Ausländer
 Alte Länder
 Neue Länder
 Grönländer
 Große Länder
 Kleine Länder
 Neufundländer
 Neufünfländer
 Treppengeländer
und Österreicher

Und überall gibt es
 Schlauköpfe
 Dummköpfe
 Hohlköpfe
 Kohlköpfe
 Hitzköpfe
 Schwachköpfe
 Sturköpfe
 Spargelköpfe
 Brückenköpfe
und Oberhäupter

Diese Großkopfertrennen und Schwachmaten trennen

Grenzen

Religionen

Ideologien

Ozeane

Mauern

Stacheldrähte

und

Gartenzäune

Der kleinste gemeinsame Nenner ist unsere Ähnlichkeit mit den Affen. Der Unterschied zu deren Genen beträgt schlappe 1,5 Prozent. Das heißt, die Gemeinsamkeiten liegen bei 98,5 Prozent. Wir Menschen wollen das nicht wahrhaben, den Affen ist das wahrscheinlich ziemlich schnurz. Eine schlimme Vermutung ist mittlerweile zur erschütternden Gewissheit geworden: Die Gene der männlichen Menschen sind den Genen der Affen noch ähnlicher als die Gene der weiblichen Menschen. Mit anderen Worten: Der Mann ist einem Schimpansen ähnlicher als seiner Frau. Das erklärt manches.

Da ursprünglich alles Leben aus dem Wasser kam, möchte ich nicht wissen, wie viel Erbgut wir noch vom Ochsenschwanz und von der Seekuh haben. Wenn ich mich so umgucke – auch im Spiegel –, ahne ich Furchtbares. Bei diesen Voraussetzungen ist es ein Wunder, dass die Menschheit in technischer und kultureller Hinsicht auf so unglaubliche Erfolge verweisen kann. Da diese Erfolge unsere Affenähnlichkeit nicht im Geringsten verändert haben, wissen wir, warum die Welt so ist, wie sie ist. Sich dieser Ursprünge zu erinnern, ist auch insofern hilfreich, da Affen friedfertige Leute sind, die sich sogar um die Laus im Pelz der anderen kümmern, die sie zum Fressen gern haben.

Den Affen gegenüber nennt man uns vernunftbegabte Wesen. Trotz gewisser Teilerfolge gilt es, diesen Beweis noch zu vollenden. Wenn's geht, mit affenartiger Geschwindigkeit.

DIE KLEIDCHENROLLE

Hosenrollen für Sängerinnen kennt man. Cherubin in *Die Hochzeit des Figaro* und Oktavian in *Der Rosenkavalier* sind in Hosen singende Damen, die Männer verkörpern. Männer, die Frauen darstellen, also gewissermaßen Kleidchenrollen für Sänger, sind eher unbekannt. In ganz wenigen Opern gibt's so was. Die Frau eines Hausherrn wird von einem Bass gesungen, wahrscheinlich, um deutlich zu machen, wer im Haus die Hosen anhat. Der Hausherr ist dann natürlich ein Tenor. Bei den Hosenrollen der Damen ist ein gewisser Liebreiz durchaus nicht zufällig. Kleidchenrollen der Herren führen so etwas nicht im Schilde. Egal welcher sexuellen Orientierung man angehört, dieser Anblick törnt nicht an. Ein Liebreiz ist nicht zu erkennen. »Der Tanz der kleinen Schwäne«, vorgetragen von der männlichen Chefetage einer Untertrikotagenfirma zu deren 175-jährigem Betriebsjubiläum, hat eine ähnlich sexuell verheerende Wirkung. Lustvolle Gedanken gehen hier bestenfalls in die Richtung Skatabend oder Vaternachmittag. So gesehen ist es auch logisch, dass die Hexe in Humperdincks Kinderoper *Hänsel und Gretel* von einem Mann gesungen wird. Von einem Tenor natürlich.

In einer Kammeroper spielte ich einst solch eine Kleidchenrolle. Nun gut, man konnte es schon Kleid nennen, was ich da anhatte. Jedenfalls stand ich im weiblichen Kostüm und ebensolcher Maske kurz vor der Vorstellung beim Pförtner, um die Post für Herrn Emmerlich abzuholen. Ein Familienangehöriger eines Theatermitarbeiters ging an mir vorbei, guckte verdutzt und dann noch mal zu mir und sagte: »Ei Gott, Frau Emmerlich, jetzt hätte ich Sie fast mit Ihrem Mann verwechselt.«

SEITENWECHSEL

Lehrer waren irgendwann Schüler, Meister, Gesellen, Profis, Amateure, Schwimmer, Nichtschwimmer und Leser Analphabeten. (Nehmen Sie's bitte nicht persönlich.) Dass Regisseure irgendwann mal singen, ist kaum zu befürchten, dass aber Sänger Regie führen, ist nicht gänzlich ausgeschlossen und kann gegebenenfalls vom Gesetzgeber kaum verhindert werden. Diese Gesetzeslücke habe ich genutzt und ein Angebot des Theaters Vorpommern (Stralsund/ Greifswald/ Putbus) freudig angenommen.

Die Oper konnte ich nicht aussuchen, sie boten mir den *Wildschütz* von Albert Lortzing an. Mich interessierte das Angebot, Regie zu führen – dass ich wild auf den *Wildschütz* gewesen wäre, kann ich nicht behaupten. Ich bat um vier Wochen Bedenkzeit.

Natürlich kannte ich die Oper, aber ich habe in diesen vier Wochen gelesen, gehört und gesehen, was ich nur lesen, hören und sehen konnte. Einige Inszenierungen habe ich mir angesehen, auch in angesehenen Theatern. Bei aller Bescheidenheit, von da an wusste ich, wie ich es nicht machen wollte, wenn ich es denn machen würde. Einmal spielte die Lortzing-Oper in der Nazi-Zeit, einmal in der Petticoat-Ära und ein drittes Mal im Hier und Heute. Hier war von Hitler die Rede, dort von Elvis Presley, und bei der heutigen Sichtweise war das hübsche Gretchen nicht hübsch, aber obszön musste sie sein. Chorsängerinnen, die die 50 schon längst hinter sich gelassen hatten, warfen ihre eben noch getragenen Schlüpfers in die Luft und dann dem Grafen ins Gesicht. Ich wusste nicht, was es soll, und war mir mit dem spärlich vorhandenen Publikum eins. Nie werde ich verstehen, warum solche Werke,

die sowohl musikalisch als auch vom Libretto her eigentlich nur aus ihrer Entstehungszeit heraus zu begreifen sind, derart vergewaltigt werden müssen.

Der Wildschütz ist unmoralisch, aber auch heiter, ironisch, luftig, auf erfrischende Weise belanglos und mit einer Musik gesegnet, an der Mozart seine Freude gehabt hätte. Die Figuren scheinen einer Commedia dell'arte entsprungen – meist distanziert, komisch und vorgeführt, in wenigen Situationen auch erschreckend nah. Am deutlichsten erklärt uns das Stück die Verhältnisse nach dem Wiener Kongress. Auch wenn's manch Schlaumeier nicht wahrhaben will, das war die Zeit des Biedermeier. Die Welt ändert sich, manchmal sogar gewaltig. Charaktere bleiben!

Um Verhaltensweisen moralisch, intellektuell und geschmacklich einzuordnen sowie subjektiv auszuliefern, muss die Zeit nicht verändert werden. Da bin ich – und der Zuschauer erst recht – klug genug, und es bedarf nicht der unnötigen Gehhilfe hinüber ins Gedankengebäude eines klugscheißerischen Oberlehrers. Es gibt aber viele Regisseure, die uns gerade das nicht zutrauen. Sie stehen vor dem Stück und man möchte sie bitten, zur Seite zu treten, damit sie nicht dickärschig das Meisterwerk verdecken. Die geistige Unterforderung des Publikums ist anmaßend und obendrein auch eine zu missbilligende Verschwendung von Steuergeldern. Wohlgemerkt, wir reden hier von Lortzings *Wildschütz* und vergleichbaren Stücken. Selbstverständlich gibt es Werke, bei denen zeitliche Veränderungen einen genialen Zugriff ermöglichen. Beim *Wildschütz* ist es völlig unnötig und dem Werk – vor allem der Musik – eher abträglich. Dem Einfallsreichtum sind dagegen überhaupt keine Grenzen gesetzt. Im Gegenteil.

Aber welche Kreativität liegt dem Einfall zugrunde, wenn Gretchen mit dem iPad spielt und die Gräfin mit 'ner Harley auf die Bühne fährt? Diese Möchtegern-Modernität ist – mit Verlaub – einfallsloser Scheiß! Von weiß gekachelten Wänden,

vor denen uriniert und onaniert wird, einmal ganz abgesehen. Dafür gibt es entsprechende Häuser und Räumlichkeiten. Was können wir denn dafür, wenn bei der Erziehung dieser Regisseure so viel in die Hose gegangen ist. Löst eure Probleme in Selbsthilfegruppen oder beim Arzt, aber belästigt bitte nicht die erwartungsfrohe und gebildete Theaterkundschaft!

Jetzt wissen Sie, warum ich mal inszenieren wollte. Einmal die Seite wechseln, mit all den Erfahrungen, die ich im Laufe der Jahrzehnte gesammelt habe – als Zuschauer und Sänger. Mit Hochachtung und Respekt vor Lortzing und dem Publikum! Das hat mich gereizt!

Der Schaden für den Steuerzahler kann erheblich minimiert werden durch die Hinzunahme eines kenntnisreichen Mitarbeiters. Mein alter Freund und Weggefährte Hugo Wieg war mein Stecken und Stab, ohne dessen Hilfe ich womöglich älter ausgesehen hätte, als ich ohnehin schon bin. Selbstverständlich hatten wir alle Details meiner Inszenierung am Küchentisch in Dresden erfunden und besprochen. Fast alle.

Als Sänger war ich bisher nur für den graduellen Anteil meiner Rolle im Stück und an der Inszenierung verantwortlich. Jetzt trug ich die Verantwortung für 360 Grad. Der erste Feierabend war die Premierenfeier.

Hugo ist eigentlich Sänger wie ich. Wir haben beide an der Musikhochschule in Weimar studiert. Er war von Anfang an Grenzgänger – schon lange vor dem Fall der Mauer. Grenzgänger zwischen Gesang und Regie. Dies tut er bis heute, ohne die Wertschätzung für die jeweilige andere Seite beim Seitenwechsel verloren zu haben. Welcher »Nur-Sänger« und welcher »Nur-Regisseur« kann das schon von sich behaupten? Demut entsteht durch diesen Kenntnisreichtum. Hugo sei Dank! Gott sowieso ...

Der *Wildschütz* scheint von der Handlung her verworren wie eine Laokoon-Gruppe. Schon nach dem ersten Akt fällt die verwandtschaftliche Zuordnung der handelnden Personen

schwer. Mehrere Stammbäume im Programmheft könnten hilfreich sein. Das fällt mir allerdings erst ein. Zu spät. Neben dieser Verwirrung droht auch noch der Inzest. Dacht ich an *Wildschütz* in der Nacht, ward ich um den Schlaf gebracht ... Insofern war es eine muntere Zeit. Manchmal war ich k.o., wie weiland Axel Schulz in der achten Runde.

»Wenn du irgendwann mal Hilfe brauchst, dann rufe den Organisten Rost von St. Marien an. Er spielt dann für dich. Du legst dich einfach in die Kirchenbank, und dir wird geholfen.« Dies sagte mein Freund, der Orgelbauer Christian Wegscheider, vor meiner Abfahrt in Richtung Norden. Er hatte vor Jahren die wunderbare Orgel in Stralsunds größter Kirche St. Marien restauriert. Ein herrliches Instrument aus dem 17. Jahrhundert, das trotz des riesigen Raumes schlank und edel klingt. Obwohl ich Hugo dabei hatte, habe ich Christians Rat befolgt. Die Freundschaft des Orgelbauers und die Freundlichkeit des Organisten haben mir dieses besondere Erlebnis ermöglicht. Die Stille einer großen, menschenleeren Kirche, die erhabene Schlichtheit der Backsteingotik mit all ihren barocken Zutaten und der vornehme und klare Klang dieser Orgel nahmen alle Last von mir und versetzten mich in die heiterste Melancholie. Selten habe ich eine halbe Stunde so ganz und vollendet empfunden.

Zurück zum *Wildschütz*. Die Mitarbeit der Mitarbeiter war sehr unterschiedlich. Nach Kräften haben sich alle bemüht. Die Regieassistentin war hübsch, hatte aber gelegentlich den Habitus einer weisungsberechtigten Kreisschulrätin. Die Chefdisponentin war manchmal indisponiert und zuweilen administrativ wie eine Stechuhr. Die Abteilung Öffentlichkeitsarbeit gefiel sich in eremitaler Zurückgezogenheit. Der höchst intellektuelle Dramaturg lachte gern, hatte aber offenbar für komische Opern nicht viel übrig. Der Chor, die Solisten, der Dirigent und alle anderen Mitarbeiter bis hin zum Pförtner, der durch seine freundliche Art den Arbeitsbeginn

erleichterte, gaben ihr Bestes, und das war viel! Man muss den Tatsachen ins Auge schauen, auch wenn sie noch so erfreulich sind: Dem Publikum hat's gefallen. Und zu nichts anderem gibt es diese wunderbare, segensreiche und unverzichtbare Einrichtung: das Theater. Trotz mancher inszenatorischer Mordversuche ist Theater auf die Dauer nicht tot zu kriegen.

BEIM NAMEN GENANNT

Es gibt Dinge, die beim Namen genannt werden müssen: zum Himmel schreiende, ungerechte und einfach so nicht hinnehmbare. Landläufig wird gesagt, man muss das Kind beim Namen nennen. Das heißt, wer das Kind nicht beim Namen nennt, der redet um den heißen Brei herum, oder er weiß, worüber er schweigt. Die unerträgliche Sache wird vertuscht, verschleiert, verschwiegen und eben nicht benannt. Das geschieht öfter, als es der Menschheit dienlich ist.

Dass Menschen beim Namen genannt werden, setzt deren Kenntnis voraus. Ansonsten sagt man schon mal: »Sie da ..., hallo, gute Frau ... Ja, Sie mit dem roten Pullover!«

»Mein Herr« kann man auch als »Sie Idiot« verstehen. Man muss es nur prononciert genug aussprechen: »Mein Herr!« – »Sie ... Sie ... Sie ...« Das braucht man gar nicht mehr zu Ende zu formulieren. Der Tatbestand der Beleidigung ist gegeben.

In feinen Hotels bemüht sich das Personal, so schnell wie möglich die Namen der Gäste bei deren Erscheinen parat zu haben, damit sich selbst der Unbekannteste, Unwichtigste und Unsympathischste bekannt, wichtig und sympathisch vorkommt. Die dadurch gestiegene Selbstwahrnehmung und Wertschätzung ist verlässlicher als Donner nach dem Blitz.

Chorsänger, die zeit ihres Lebens Chorsänger waren, haben ihre frühere grandiose Solokarriere deutlich vor Augen, wenn sie der Regisseur schon bei der ersten Probe beim Namen nennt. Selbst der Geiger am letzten Pult wächst über sich hinaus, wenn der namhafte Dirigent feststellt, dass er schon dessen Vater kannte und schätzte. Selbst, wenn der Vater Klempner in der Slowakei war. Sind die Schmeicheleien auch noch

so verlogen, sie verfehlen ihre Wirkung nie. Trotzdem: Ein guter Chef nennt nicht nur das Kind beim Namen, sondern auch all seine Mitarbeiter. Nur so kann er sich auf sie verlassen und ihre Mitarbeit erwarten. Schauspieler und Sänger sind diesbezüglich privilegiert. Man kennt sie und räumt ihnen eine Sonderrolle ein. Manchmal auch eine Rolle, die sie im Leben und auf der Bühne nie gespielt haben.

Oft schon bekam ich Post, in der stand: *Lieber Herr Emmerich, ich habe all Ihre Filme gesehen! Großartig! Weiter so.* Ich habe im Film nie eine Rolle gespielt – weder vor noch hinter der Kamera. Der Absender meinte den berühmten Regisseur Roland Emmerich, den ich ebenfalls verehere, mit dem ich aber nichts zu tun habe. Leider.

Der erste Mann meiner zweiten Frau, der Schauspieler Wolfgang Dehler, sah Manfred Krug verblüffend ähnlich. Autogrammjägern machte er wortreich deutlich, dass er nicht Manfred Krug sei. Da seine Stimme der Krugs aber noch ähnlicher war als sein Äußeres, gab sich Wolfgang Dehler oft geschlagen und unterschrieb mit »Manfred Krug«. Ob Krug jemals mit »Dehler« unterschrieben hat, ist nicht überliefert.

Von einem Doppelgänger des japanischen Dirigenten Kent Nagano wollte ich am Frankfurter Flughafen ein Autogramm haben. Er sagte nur: »Ich bin's nicht, aber ich hätte gern sein Konto.« Dirigieren wie Nagano wollte er offenbar nicht. Vielleicht war er ein japanischer Blechbläser. Die haben für Dirigenten ohnehin nicht allzu viel übrig, nicht mal für japanische. Zwischen Blechbläsern und Dirigenten kriselt es weltweit.

Erkannt zu werden als der, der man ist – freudig erkannt zu werden –, hat nichts Lästiges, sondern ist Bestätigung geleisteter Arbeit, die offenbar positiv hängen geblieben ist. Das ist allerdings kein Grund, diese Streicheleinheiten des Publikums einfordern zu wollen.

Ein namhafter, berühmter und eigentlich auch sehr guter Schauspieler, der bei Tourneegastspielen mit der gleichen Agentur zusammenarbeitete wie ich, schrieb an die Agentur folgenden Brief:

Es gibt immer wieder – jüngere – Mitarbeiter, die nicht wissen, wer ich bin. Sie behandeln mich beim Eintreffen des Ensembles wie den letzten Komparsen. Das ist für mich unerträglich und nicht hinnehmbar. Ich möchte Sie daher bitten, schicken Sie diesen Hotels Bilder mit meinem Namen, damit diese Leute bei der Ankunft wissen, wer da vor ihnen steht.

Seinen Namen verkneif ich mir, aber die Eitelkeit bekam einen Namen – seinen.

Ein großartiger, berühmter und höchst bescheidener Schauspieler war Günter Strack. Als er uns 1990 mit seiner Frau Lore das erste Mal in Dresden besuchte, erkannte ihn auf der Straße kein Mensch. ARD hieß ja »Außer Raum Dresden«. Günter Strack hat dieses Inkognito sichtlich genossen. Er war sich seiner selbst bewusst.

Der liebe Gott würde erschrecken, wenn man ihn erkennt. Karel Gott ist auf diesen Moment vorbereitet und hat Autogramme immer bei sich. Ich übrigens auch.